

benartigsten Massen verarbeitet waren oder von dem Eis vorgefunden wurden, kam feinstes toniges und sandiges Material neben größtes Material zu liegen. Dieser Gesteinsbrei, der die „Grundmoräne“ der Gletscher bildete, zeichnet sich also dadurch aus, daß kleinere und größere „Gesteine“ regellos in einer dichten gleichmäßigen Grundmasse verteilt liegen, etwa wie Kiesel und Korallen im Ruckenteig. Bildete der Untergrund der Gletscher hartes Gestein, so erhielt dieses „Schrammen“ in der Richtung der Strömung. Unter dem Gletscher aber brachen häufig Ströme von Schmelzwasser hervor, die aus einem Teil der Grundmoräne alles feinschlammige Material austauchten und nur die Gesteine zurückließen. Diese „Gesteine“ sind die heutigen „Schotter- und Kiesmassen, die ja auch in der Umgebung unserer Stadt zu finden sind, während das fein geriebene Material als „Gesteinsbrei“ bezeichnet wird.

Gesteinsbrei und Kiesmassen bilden nun eine Decke der Erdoberfläche, die man als „Diluvium“ bezeichnet, und zwar als das „nordische Diluvium“ im Gegensatz zum „Gebirgsdiluvium“, zu dem die erwähnten Höhenhöcker gehören.

Dieses nordische oder „Glacial-Diluvium“ besteht in unserer Gegend keine feilen Oberflächenformen mehr, sondern es wird überdeckt von einer Decke „Bö“, der von den Gesteinen der Diluvialzeit zurückgelassen wurde.

Aus diesem Grunde war man denn auch lange Zeit hindurch über die Grenze des Verbreitungsgebietes der nordischen Gesteine im Unklaren, zumal auch die rändlichen Bildungen der Eiszeit, die „Endmoränen“ unter dieser Bödecke verborgen liegen. Ferner war anzunehmen, daß in unserer Gegend als dem südlichsten Grenzgebiet des Inlandeises, die Eismächtigkeit gering und aus diesem Grunde die Eismassen nur noch den Transport und die Ablagerung leichterer Gesteinstrümmen bewirken konnten, so daß eine Wallaufrichtung am Rande des Eises, durch die die Endmoräne gebildet wird, entweder nur gering oder sogar unmöglich war. Erst der Anlage der großen Sandgrube von Langendreerholz und den Aufschlüssen, die bei der Erweiterung des Förder Güterbahnhofes gemacht wurden, verbannten wir die Kenntnis von dem Vorhandensein einer solchen unter dem Bö verborgenen Endmoräne. Bei der Langendreer Sandgrube handelt es sich um Sande, die eine Mächtigkeit von 60 Metern besitzen. Die nordischen oder erratischen Böden, auch Findlinge genannt, die in den Sanden gelagert sind, beweisen, daß das Inlandeis bei der Bildung dieser Sandberge mitgewirkt und der Eisrand selbst diese Sandberge geschaffen hat, kurz, daß wir in diesen Sandbergen eine Endmoräne zu erblicken haben.

Die mächtigen Kiese und Sande, die außer bei Langendreerholz auch auf der Wilhelmshöhe in höheren Gruppen auftreten, enthalten ebenfalls reichlich nordisches Gesteine und Gesteine, so daß das Gesteine der ganzen Ablagerung als zum nordischen Diluvium gehörig festgestellt ist. Unter diesen nordischen Böden finden sich auch solche von ganz fläktischer Größe, die den Schluß zulassen, daß die Eismächtigkeit auch in unserer Gegend nicht gering gewesen ist. Diese Findlinge sind nicht allzu selten; vor dem Märkischen Museum in Bitten und vor dem Verwaltungsgebäude der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft in Bitten findet man ganze Gruppen dieser erratischen Böden, von denen die letzteren der Sandgrube

sich noch wurde ein solcher Findling am Südausgang des Dorfes Döpel bei einer Rohrekanalage durch das hiesige Wasserwerk gefunden, der zur Zeit auf dem Wsage des Wasserwerks lagert.

Außer den genannten Punkten (Langendreerholz und Förder Güterbahnhof) sind im Laufe der Jahre noch weitere Punkte der Endmoräne festgestellt, so daß heute die südliche Grenze des Inlandeises mit ziemlicher Sicherheit feststeht. Sie verläuft nach v. Decken von Hattungen über Weimar nach Grenzeland; nach den Aufnahmen der geologischen Landesanstalt geht sie weiter in südlicher Richtung über Löttringhausen und Förder nach Bröndenberg. Und damit ist nun zugleich festgestellt, daß das Gebiet unserer Stadt während der Eiszeit ebenfalls mit den von Schweden und Norwegen herübergekommenen Eismassen bedeckt gewesen ist.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich nun ohne weiteres die Antwort auf die Frage der Ueberlieferung. Der „dike Stein“ vor der Hochschule ist ehemals ein Felsblock im Standnordischen Gebirge gewesen, der durch die Kraft des Eises losgerissen und von den Eismassen mit in die norddeutsche Tiefebene geschleppt ist; auf seinem langen Wege hat er durch seine rollende Bewegung seine Kanten und Ecken abgeschleift und ruht nun hier als Denkmal längst verschwundener Zeiten.

Zur Geschichte von Goldschmieding.

Von F. Höninger.

Ursprünglich haben auf Goldschmieding die Herren von Goldschmieding gesessen. Ein Vertreter dieses Geschlechts wird uns urkundlich erwähnt bereits im Jahre 1275. *) Im benachbarten Menege stand ein Freisitz „unter dem Mahdow“. Das Freigericht, die Gemeine, ist ja eine dem weltlichen Recht eigentümliche Institution. Dem Freigericht stand der Freigraf als Vertreter des Landesherren vor. Vor dem Freisitz zu Menege befand sich nun 1275 der Graf Eberhard von der Mark, daß Eberhard von Strümpke den Pfaffen in Menege an den Pfarrer Gottschalk von Menege aufzulassen hat. In dieser Urkunde erscheint neben anderen Ritters der unmittelbaren Nachbarschaft auch ein Lambert von Goldschmieding. Einige Jahrzehnte später treffen wir wieder auf einen Lambert v. Goldschmieding; ob derselbe identisch ist mit dem eben Genannten, ist fraglich.

Im Jahre 1332 *) schenkte Lambert von Goldschmieding für das ewige Licht in der Kirche Castrop Geld aus seinem Gut zu Obercastrop. 1336 *) erklärt Notger von Düngele, daß er für eine Rente an das Katharinensloster zu Dortmund diesem 6 Morgen aus seinem Erbe Theding in Werltinde übertragen und außerdem jährlich den Zehnten von seinem Gut an die Pfarrkirche zu Castrop leisten wolle. Zeuge dieses Vertrages ist Lambert von Goldschmieding.

Bei einem anderen Vertrag aus dem Jahre 1342 *) wonach Konrad von Ruckelshelm seine Güter in Westrich (bei Menege) an das Dortmund Katharinensloster verkaufte, sie-

geln Eberhard und Lambert von Goldschmieding, wahrscheinlich Brüder. Ihr Siegel: Drei Ringe (2 : 1). Es ist einigermaßen auffällig, daß die Herren von Goldschmieding meist den Vornamen Lambert tragen. Ob das vielleicht zusammenhängt mit einer Vorliebe für Lambertus, jenen Heiligen, dem die Castroper Pfarrkirche geweiht war? Besonders, wenn man in Rücksicht zieht das in damaliger Zeit sehr enge Verhältnis zwischen Kirche und Adel.

Die Schreibweise des Namens Goldschmieding schwankt, wie das ja auch sonst in den verschiedenen Urkunden bei Ortsnamen und Familiennamen vorkommt. Neben der ältesten Schreibweise Goldschmieding finden sich, wenn wir der geschichtlichen Reihenfolge nachgehen, noch folgende Schreibweisen: Goldschmieding, Goldschmieding, Goldschmieding, Goldschmieding, Goldschmieding.

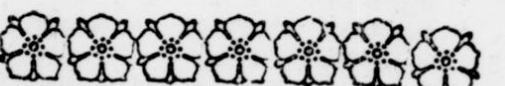
In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts verschwindet die Familie von Goldschmieding. Der Rittersitz selbst gehört jetzt den Herren von Alstede. *) Diese hatten ihren ursprünglichen Sitz auf ihrem Gut gleichen Namens, das auch in unmittelbarer Nähe von Castrop lag. Der Name hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Alstede war ein Vesen von den Grafen Limburg-Silrum. Wir können das daraus schließen, daß späterhin der Ritter Reinhard von Strümpke von den Limburger Grafen belehnt wurde mit Alstede, Kleinstele und in Hofme. Das Geschlecht führt einen querspaltenen Schild, unten gold, im oberen schwarzen Felde drei goldene Nabelspitzkronen. 1381 *) werden erwähnt Adolf und Richard von Alstede und Heinrich von Alstede zu Goldschmieding. Man darf wohl daraus folgern, daß die beiden Erstgenannten auf den Stamngütern der Familie saßen, während Heinrich von Alstede das nengekommene Goldschmieding bewohnte. Adolf von Alstede schenkte 1388 der Kirche zu Castrop eine ewige Lampe. Zwei Jahrhunderte später verschwindet die Familie Alstede aus der Geschichte; ihre Güter schenken an die Familie Merwid gekommen zu sein. (Schluß folgt.)



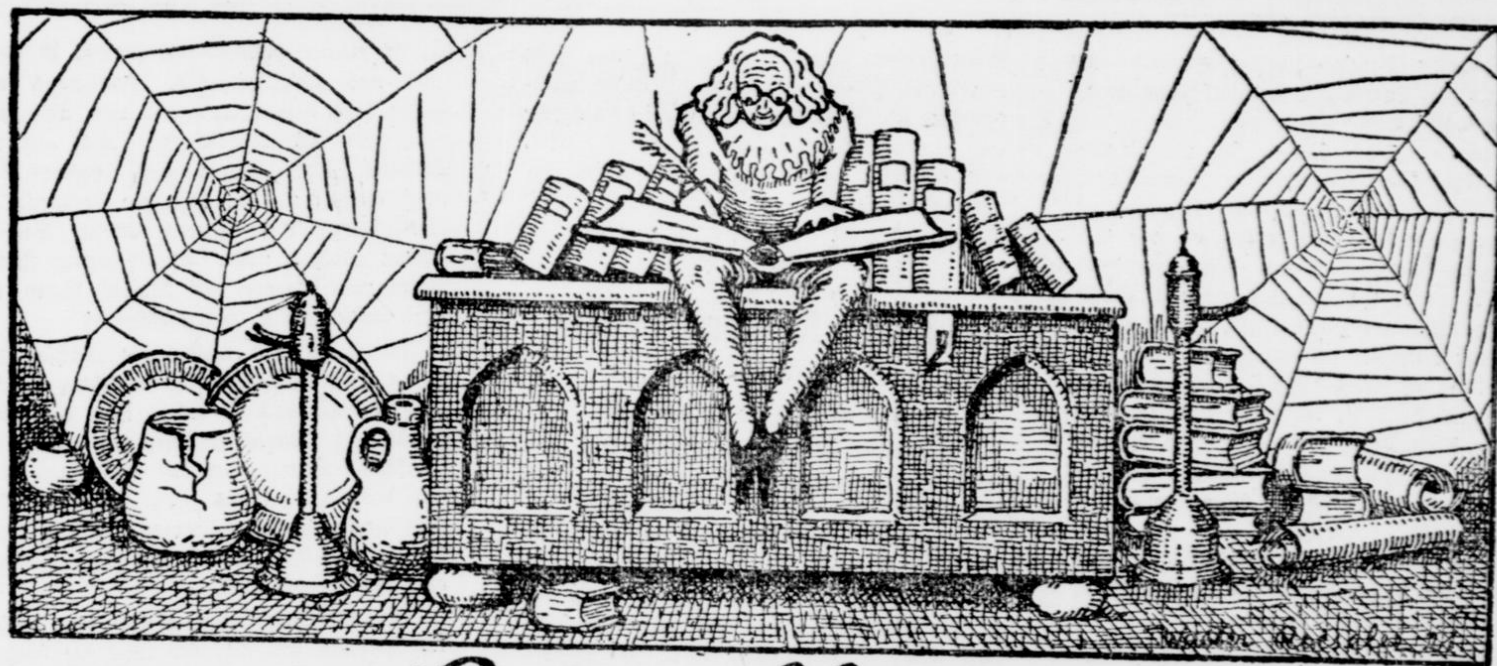
Zur Beachtung!

Diesem Leser der „Castroper Zeitung“, die zum Zwecke der Aufbehaltung, Erhaltung und Sammlung der „Heimatblätter“ eine auf besserem Papier gedruckte Ausgabe wünschen, werden gebeten, zwecks Feststellung der nötigen Auflage dieser Ausgabe sofort in der Geschäftsstelle der „Castroper Zeitung“ zu bestellen. Von der vorliegenden Nummer ist nur eine geringe Auflage auf besserem Papier hergestellt, die vermutlich bald vergriffen sein wird. Jede so hergestellte Nummer der „Heimatblätter“ kostet — ohne Porto — 75 Pfg.; mögen recht viele Leser Dauerbezieher der „Heimatblätter“ werden!

Die Schriftleitung.



*) Vergl. Rahne, Geschichte der westfälischen Geschlechter I. v. Alstede.
*) Steinen, Westfälische Geschichte, Band



Heimatblätter

Zeitschrift des Vereins Heimatpflege für Castrop und Umgegend

Nr. 1

Castrop, den 2. Dezember 1921

1. Jahrg.

Das Hussitengrab*.

Von Heinrich Haslende.

Herr Erzbischof Dietrich im heiligen Köln,
Der ließ Hussiten, gar böse Gelehn,
Auf Soest, auf Soest marschieren.
Zwölftausend Hussiten in Waffen und Gold,
Die sollten ihm holen viel rotes Gold,
Seinen Zins von der freien Stadt Soest.

Die Soester gaben kein Gold heraus
Und klopfen die böhmischen Hosen aus —
Die Hussiten zogen von dannen.
Sie schwärmten verheerend ins weite Land
Mit Raub und Zolier, mit Wied und Brand
Und schonten nicht Mutter noch Kind.

Sie zogen in Haufen den Hellweg entlang —
„O heiliger Lambertus, hab' Castrops Dank
Für all' deine Fürbitte und Güte.
Doch jetzt halte schühend die Arme breit;
Wir weihen dir Silber- und Goldgeschmeide,
Und die Kerzen brennen im Chöre.“

Das Städtchen im Tale, von Wäldern umsäumt,
Hat sorgsam die wiehrenden Pferde gezäumt,
Und die Hunde legten am Tore.
Mit Bäumen hat es die Wege bedeckt
Und so den Zugang zum Tale verdeckt,
Und die Kerzen brannten im Chöre.

O wehe, nun finden sie doch den Weg —
Die Route zeigt laut den verdeckten Steg,
Und dann nahen Castroper Mannen,
Die schlagen beim schwindenden Abendrot
Die Hussiten mit Trostnecht und Hauptmann tot,
Und die Kerzen brannten im Chöre.

Haus Kallenberg hat einen tiefen Teich —
Da gingen zu Bette still und weich
Die Hussiten; es gluckte im Rohre. —
Noch riefen die Gloden so bang durch die Nacht,
Und die Männer haben heimlich gelacht,
Und die Kerzen verglommten im Chöre...

*) Bezieht sich auf das geschichtliche Ereignis, der sogenannten Soester Fehde, das dem Gedichte zu Grunde liegt, vergl. Meißner. Die Grafschaft Mark, Dortmund 1909 S. 92. Der Erzbischof von Köln, Dietrich von Mörs, eroberte im Jahre 1447 zum Kampfe gegen die widerspenstige Stadt Soest 12000 Hussiten, die nach Raub und Mord leidend, das Land durchzogen. Als aber dann der Erzbischof am Tage des heiligen Armentius (19. Juli 1447) versuchte, an drei Stellen die Stadt zu flammen, wurden seine Truppen durch die heldenmütige Tapferkeit der Soester überall zurückgeschlagen. (Meißner a. a. O.)

Verein „Heimatpflege“ für Castrop und Umgegend.

Von Dr. O. T. Mann.

Der hiesige Verschönerungsverein, über dessen Wirksamkeit zum Vollen der Stadt bereits an dieser Stelle berichtet wird, beabsichtigt, sein Arbeitsfeld zu erweitern und zu vertiefen. Als „Verein Heimatpflege für Castrop und Umgegend“ will er in Zukunft mit den alten Zielen des Verschönerungsvereins neue Aufgaben verbinden, die Erforschung der Vergangenheit der Stadt neben ihrer fortschrittlichen Entwicklung pflegen und sichern, um so die Kenntnis der Heimat und die Liebe zur Heimat zu wecken und zu fördern. Ein Arbeitsausschuß hat keine Zugungen entworfen, über deren endgültige Gestaltung demnächst eine Berathung

bezwacht der Verein die Pflege der Heimatkunde und des Heimatstums. „Insbesondere will er in gemeinsamer Arbeit mit den Behörden

1. Die Kenntnis der Heimat und ihrer Geschichte fördern, heimatländische Gegenstände ermitteln, sammeln und erhalten;
2. zur Erhaltung und Förderung der Schönheit und Eigenart der Heimat beitragen, namentlich Naturschönheiten sowie Natur- und Kunstdenkmäler schützen, Wege und Anlagen, welche zur Verschönerung und Erholung dienen, erhalten, herstellen und pflegen;
3. die fortschrittliche Entwicklung der Heimat fördern und sichern.“

Da die Vervollständigung aller dieser Aufgaben über die Kräfte der Vorstands gehen würde, und entsprechend den drei verschiedenen Auf-

„Ausschuß für Heimatpflege“ hat unter anderem die Aufgabe, in zwingender Folge als Beilage zur Castroper Zeitung „Heimatblätter“ herauszugeben, für deren Schriftleitung der Vorliegende dieses Arbeitsausschusses verantwortlich ist.

Der Zweck der „Heimatblätter“ ist, Aufzählungen aus der Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung eine Sammelstätte zu bieten, ohne daß damit Anregungen und Berichte, die Heimatpflege und Denkmalpflege, Verkehr und Fortschritt in der Stadt betreffen, aus ihren Spalten verbannt sein sollen.

Die erste Nummer dieser „Heimatblätter“, deren geschmackvolle Koppliste eine Gabe der Kunst W. Koeselers an den neuen Verein ist, steht heute dem Beisitzer der „Castroper Zeitung“ vor. Sie hat die besondere Auf-

des geplanten Vereins aufzuklären und ein Bild von dem Charakter und dem Inhalt seiner Zeitschrift zu geben.

Gerade die Stadt Ostrop hat alle Veranlassung, ihre Geschichte mehr zu durchforschen, als es bisher der Fall war. Im Gegensatz zu dem vergangenen Jahrhundert aus dem Boden gestampft oder aus ehemaligen Dörfern zu Großstädten zusammengeschoben hat, kann sich Ostrop einer mehr als tausendjährigen Geschichte rühmen, die im Wandel der Zeiten, durch helle und dunkle Tage zu derjenigen eine lebende, lehnende Aufgabe ist, wie ein Bild in Skulptur der Vergangenheit, aber erweiterungs- und vertiefungsfähige Geschichte der Stadt auf diesen Seiten bemeist.

War es schon in der Vorkriegszeit eine dankbare Aufgabe, planmäßig an die Durchforschung dieser reichen Geschichte heranzutreten und ihre Ergebnisse der Öffentlichkeit zu übermitteln, so ist in der jetzigen Zeit, da ein sogenannter „Friede“ unser Vaterland verblüht und der „Krieg“ hat, den deutschen Stämmen und Gauen allüberall die Aufgabe gewiesen, aus der Vergangenheit in die Gegenwart, aus der engen Verankerung mit der Scholle, die uns geboren und gebildet hat, neue Kräfte zum Wiederaufbau des Vaterlandes zu suchen und zu finden.

Diese Verankerung und Verwurzelung ist um so notwendiger in einer Gegend, wo die Zahl der Eingeborenen und Einheimischen von einer stets steigenden, schwunghaften Menge landfremder Zuwanderer überwuchert zu werden droht. Die alten Bewohner sterben aus und mit ihnen sinken ins Grab alte Sitten und Gebräuche, die nach einem Menschenalter vergessen sind. Die zugewanderten Bürger und Bürgerinnen, die in unserer Mitte eine neue Heimat finden, sollen diese Heimat kennen und lieben lernen, damit aus ihnen ein fester Stamm heimatsbewusster und heimatsvoller Menschen erwächst. Man kommt nicht mit dem Einwand, den man im Industriegebiet hören kann: „Hier, wo die Schöte raucht und Kohlenstaub auf Natur und Menschen sich legt, kann keine wahre Heimatliebe aufkommen.“ Ich erlaube mir anderer Meinung zu sein. Zunächst ist gerade unsere näher Umgebung, die die Stadt mit einem Kranz grüner Wälder schmückt, noch reich an landschaftlichen Reizen. Und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so müßte gerade in solcher Gegend die zielbewusste Pflege von Heimatstimm und Heimatliebe besonders nützlich und nötig sein. Und sollten auch nicht alle, an die der Verein und diese Blätter sich wenden, für dieses hohe Ziel gewonnen werden, — ein Teil des Samens, den die Heimatblätter ausstreuen, wird auch auf fruchtbaren Boden fallen, wobei ich besonders an die Jugend denke und die Auswertung, die die heimatskundliche Forschung in der Schule finden kann und soll.

Es besteht die Absicht, die „Heimatblätter“, soweit das möglich ist, alle 4 bis 6 Wochen herauszugeben. Sie werden nicht geschrieben und gedruckt, damit sie flüchtig gelesen und dann fortgeworfen werden. Sie sollen vielmehr sorgfältig aufbewahrt werden, so daß Nummer auf Nummer sich zu Jahrgängen häuft und die Geschichte der Heimat auf ihren Blättern aufgeschlagen und nachgelesen werden kann.

Das Ziel, das die „Heimatblätter“ sich stellen, ist hoch und groß; nur durch ununterbrochene, unermüdete und uneigennützigste Arbeit vieler kann es erreicht werden. So geht denn mein Wunsch dahin, daß der Verein eine ständige Zahl von Mitgliedern und seine Blätter einen treuen Stamm von Mitarbeitern finden möge.

Mögen namentlich alle, die diese Zeilen lesen und ihrem Inhalte zustimmen, die in der aller-nächsten Zeit stattfindende Gründungssammlung besuchen, für die zu werden nicht der letzte Zweck dieser ersten Nummer der „Heimatblätter“ ist.

Aus Ostrops Kirchengeschichte.

Von Kaplan Lili.

I. Weltliche kirchliche Organisation.

Das Gebiet der Stadt Ostrop war von jeher alt- oder frühmittelalterliches Westfalen. Der südwestliche Teil unserer Heimatprovinz gehörte nämlich schon frühzeitig zur Erzdiözese Köln. Erst durch die neue Circumscription der preussischen Diözesen vom Jahre 1822 kam er zu Baderborn. Bei der Errichtung der sächsischen Bistümer unter Karl dem Großen erhielten Ostfalen, Engern und von Westfalen nur der Norden und Nordosten neue Bistumsstühle, der Süden und Westen verblieb beim alt-niedersächsischen Erzstift. Das Gebiet zwischen Ruhr und Lippe, der alte Brucktergau, ist altes Frankenland und erst spät sächsisch geworden. Daraus erklärt es sich, daß der fränkische Bischof in Köln einen so bedeutenden Teil des westfälischen Sachsenlandes seiner Gewalt unterstellen konnte. Sächsischer Sondergeist empfand das nicht als Kränkung. Man fühlte sich sicher im Schutze und Glanze seiner feineren Zeit ersten Stadt des Reiches. Bezeichnend hierfür ist das alte Söster Wort: „Köln is unsre hüliche Moderstadt.“¹⁾

Daß auch Ostrop zu diesem unter kölnischer Jurisdiktion stehenden Brucktergau gehörte, geht aus dem ältesten Werderer Heberregister aus dem Ende des 9. oder Anfang des 10. Jahrhunderts hervor.²⁾ In einer Urkunde vom 23. November 834 über den Austausch von Grundstücken zwischen dem Bischof Gerfridus von Münster und einem gewissen Frithgar wird die „villa castorpe“ als „in pago Bortergo“ (Brucktergau) gelegen aufgeführt.³⁾ Wenn auch das alte Sachsenland dem Einbrin-gen des Christentums gewaltigen und langen Widerstand entgegensetzte, so wurde doch schon lange vor Karls des Großen ausgebreiteter Missionarsarbeit ein großer Teil Westfalens von Köln und anderen Orten des Niederrheins aus christianisiert. Manches ist allerdings dunkel und unsicher, was von christlicher Mission vor Karl dem Großen erzählt wird. Sagenhaft ist, daß Maslin oder Vebulus auf sächsischem Boden gewirkt hat. Nicht viel sicherer ist, was der Angelsächse Beda von den beiden Ewalden (dem weißen und dem schwarzen Ewald) berichtet. Sichere Ueberlieferungen haben wir von der erfolgreichen Tätigkeit des hl. Suidbert bei den Brucktern. Leider berichten die über die Lippe vordringenden Sachsen schon bald das Beherrschungsmerk. Was

sich in diesem Sachsensturm rettete, ist unbekannt und ganz ungewiß. Bonifatius vermochte trotz heißen Drängens und Wünschens nicht, seine Missionartigkeit auch auf das sächsische Gebiet auszuweiten, obwohl der Papst Gregor II. ihm dazu die Vollmacht gegeben hatte. Das Interesse an der Sachsenmission erlosch nicht. Alwin bezogt später: immer neue Diener des Wortes kamen aus Nordhumbertland zu den Sachsen.⁴⁾

Im Jahre 753 mußten die Sachsen her-sprechen, die Missionarsarbeit fränkischer Bischöfe zu gestatten. Und so belagte Karl der Große gerade das südwestliche Westfalen bei dem fränkischen Köln. Aber erst in langem, blutigem Ringen konnte das große Werk der Christianisierung vollendet werden. Alwin warnt den Kaiser, die Tausche lasse sich zwar erzwingen, aber der Glaube nicht.

Die Missionstätigkeit wurde jetzt einheitlich geregelt, auf Synoden über die kirchliche Organisation der unterworfenen Gebiete Beschlüsse gefaßt, die sächsischen Gauen wurden mit fränkischen Klöstern und Kirchen verbunden. Die Klöster Werden und Essen waren schon früh in unserer Gegend tätig.⁵⁾ Kirchen wurden gegründet und Pfarrbezirke abgegrenzt. Namen treten bei dieser Arbeit nicht hervor. Auch ist die Art, wie das Christentum hereinkam, in mancherlei Dunkel gehüllt. Wir haben nur noch die Tauftragen, in denen die Täuflinge den alten Göttern entzogen wurden, gehalten wurden und sich durch einen recht herzlichen Ton auszeichneten. Trotzdem blieb die starke Abneigung der Sachsen gegen die fränkische Herrschaft und das Christentum noch lange. Manche Aufstände vernichteten die mühsamen Erfolge. Noch 842 flackerte die Empörung wieder auf. Und doch war der Kampf schon entschieden. Als Karl d. Gr. 814 starb, war unsere Heimat „im großen äußerlich christianisiert, kirchlich organisiert, sehr weit vollen-det“ (Nothert). Eine weitere Durchdringung des Volkes mit religiösen Kräften und Erkenntnissen und eine weitere Durchbildung der kirchlichen Organisation war die große Aufgabe der folgenden Zeit.

In der von ihnen abhängigen Mark haben besonders die Erz Bischöfe und Klöster des kölnischen Erzstiftes alles getan, um das kirchliche Leben zu heben. Die große Zahl alter märkischer Kirchen beweist das. Urkundlich (über vorläufig 1300) läßt sich nachweisen, daß viele Pfarrkirchen zu Karls Zeiten erbaut sind.⁶⁾ Wir müssen uns aber diese Kirchen als recht einfache Holzhäuser vorstellen. Auch die Seelsorge war durch genaue Vorschriften geregelt. So bestimmt schon früher das Konzil von Nantes i. J. 860: „An Sonn- und Festtagen sollen die Presbyter, bevor sie die Messe lesen, bei den Zuhörern nachfragen, ob ein Angehöriger eines fremden Kirchspiels in der Kirche ist, der mit Rücksichtigung seines eigenen Presbyters dort Messe hören will. Wenn man einen solchen findet, soll man ihn alsbald aus der Kirche weisen.“ Also jeder Gläubige hat seine Kirche, die er auch erreichen kann. Das Konzil zu Aachen i. J. 836 gibt dem Seelsorgeamt genaue Weisungen über Ausübung des Presbyterates und der Sakramente.

¹⁾ Paul, Deutsche Kirchengeschichte II 369.

²⁾ Nothert a. a. D. S. 32. Darpe, Bau. u. Kunstentwürfe, Pöckum. S. 4.

³⁾ Vgl. Winterim und Mooren, Erzdiözese Köln.

tenstendenz). Von mehreren Kölner Bischöfen wird berichtet, daß sie an vielen Orten ihres Stiftes Kirchen bauten, so von Erzbischof Bruno, dem Bruder Kaiser Ottos d. Gr., und auch von Anno II. (1058–1073).

Der Riber Valoris kennt um 1300 mehrere hundert Kirchen.⁷⁾ Diese für unsere Heimatgeschichte überaus wichtige Urkunde aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts ist ein amtliches Verzeichnis sämtlicher Dekanate der Erzdiözese Köln mit ihren Gemeinden, das zugleich den angehörenden Ertrag oder die Einkünfte einer jeden kirchlichen Würde, eines jeden kirchlichen Amtes, jeder Pfarrkirche, jeder Kapelle nebst der Berechnung des gebührenden Teiles dieses Ertrages⁸⁾ wiedergibt.

Dieses Register ist ein getrautes Bild der damaligen kirchlichen Verfassung. Jede einzelne Kirche hatte ihr Kirchspiel. Diese wurden wieder zusammengefaßt in Dekanaten oder Dekanaten, eine Organisation, die das Erzstift Köln schon im 9. Jahrhundert zeigt. Das Wort Dekanus heißt ursprünglich „Anführer von zehn Soldaten“. Später ging es auf das kirchliche Gebiet über und bedeutet den Vorsteher einer Kirche von erhöhtem Ansehen und gewisser Bedeutung. Die Dekane übten einen großen Einfluß auf die ihnen unterstellten Kirchen von kleinerer Bedeutung aus und waren das Haupt einer gewissen Anzahl Priester. Die Erzdiözese hatte nach dem Riber Valoris 22 Landdekanate, von denen acht auf den westfälischen Anteil der Diözese entfielen. Es sind die Dekanate Wattenfeld, Südenscheid, Attendorn, Weische, Dortmund, Coesfeld, Medebach und Bormbach. Die Dekanate Dortmund, zu der Ostrop gehörte, umfaßte ursprünglich auch die später selbständig gewordenen und dann von ihr sich trennenden Dekanate Battenfeld und Essen. Daß Essen diese Einheit aufhob, lag wohl an dem allzu mächtigen Einfluß der einflussreichen Essener Abtei, die keine „fremden Götter“ neben sich dulden und darum jede auswärtige geistliche Gewalt außer der des Erzbischofs und Archidiakons ablehnte. Warum sich auch Wattenfeld dem Dortmund Dekanatsverbande entzog, ist ungewiß. Vielleicht hinderte das Bestehen einer eigenen Grafschaft, in der Wattenfeld und Boddum Hauptorte waren.⁹⁾

Die Landdekanate wurden von jeher durch den Bischof frei besetzt und zwar meistens allein mit Pfarrern, die sich dann meistens nach den Orten, wo sie Pfarren waren, nannten. Später zeigte sich die eigenständige Entwicklung der sogenannten geborenen Landdekanate. Kölnische Erz Bischöfe besetzten die Stifte und Klöster mit Dekanen, deren Dekane (Propst oder Abt), beamtet, geborene Dekane, genannt wurden, die allerdings nicht selbst als Dekanate verwalteten, sondern einen Pfarrer zum Vertreter hatten.

Diese Eigenständigkeit ist der Ursprung vieler Archidiakonate im kölnischen Erzstift geworden.¹⁰⁾ Archidiakone standen zwischen Bischof und Dekan. Sie sind in der Erzdiözese erst im 11. Jahrhundert nachweisbar. Von einer uranfänglichen Einteilung der Diözese in Archidiakonatsbezirke kann keine Rede sein. Man zählte allerdings vier Archidiakonate: Köln, Bonn, Aachen und Coesfeld. Aber diese

⁷⁾ Vgl. Nothert, a. a. D. S. 35 f.

⁸⁾ Kampfschule, Archidiakonatsstatistik, Pöckum 1869 S. 23 ff.

⁹⁾ Kampfschule a. a. D. S. 25 f. u. Winterim und Mooren I. S. 186.

¹⁰⁾ Vgl. zum folgenden Mooren, Das Dortmund Archidiakonats, Köln 1853 S. 51 f.

Einteilung ist das Ende einer langen Entwicklung. Anfangs gab es in jedem Bistum mit einem Archidiakon, den Dompropst, dem neben dem Bischof die Verwaltung der Diözese oblag. Zeit der Größe der Bistümer ergab sich aber bald die Notwendigkeit mehrerer Archidiakonate. In Westfalen entstanden dann weiter neben den großen Archidiakonaten allmählich eine Reihe kleinerer. So wurde auch der Dekan von Dortmund Archidiakon. Der Archidiakon gewährt im Laufe der Zeit äußerst wichtige Rechte, er wird „das Hauptglied der mittelalterlichen Hierarchie“ (Nothert). Zu dem Dortmund Archidiakonate gehörte auch die altstiftsmäßige Kirche ab i. Kamberaum in Ostrop, die schon 1019 selbständig war. Sowohl der Erzbischof von Köln wie auch der Abt von Deutz hatten ansehnlich bestimmte Rechte an dem alten Hofe Ostrop. Die Kirche aber war der mensa capitularis (dem Kapitäl) des Kollegiatstiftes Glebe incorporiert, das alle Einkünfte beanspruchte und den Pfarren nominierte.¹¹⁾ Der Herzog von Glebe präsentierte diesen dann dem Stiftsbesitzer von St. Mariengraden in Köln als dem zuständigen Archidiakon zur Inbetriebnahme.

(Fortsetzung folgt.)

Woher „der dicke Stein“ vor der Rochusschule?

Eine geologische Skizze von Studienrat Franz Sandgathe.

Wie mancher ist nicht schon an dem „dicken Stein“, der vor der Rochusschule friedlich unter den Bäumen lagert und der Schulkinder häufig ein willkommenes Ruheplätzchen bietet, vorübergegangen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen! Es ist eben nur ein Stein, zwar groß und schwer, so daß ein einzelner ihn nicht von der Stelle schaffen kann; könnte aber der Stein reden, so würde er uns erzählen, wie es vor Tausenden von Jahren in unserer engeren Heimat ausgesehen hat und woher und wie er zu uns herüber gekommen ist. Ueber diese beiden Fragen sollen die folgenden Zeilen Aufschluß geben.

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß unsere Erde erst im Laufe der Zeiten ihr heutiges Aussehen erhalten und daß sie von den ersten Stunden ihres Daseins an bis zu ihrer jetzigen Gestaltung einer Reihe von Abschnitten ihrer allmählichen Herausbildung unterworfen gewesen ist.

In der Entwicklungsgeschichte der Erde und ihrer Bewohner unterscheidet man verschiedene Zeitalter: Die Urzeit, das Altertum, das Mittelalter und die Neuzeit. Diese Einteilung der Erdentwickelungsgeschichte beruht im wesentlichen auf der Tatsache, daß eine fortwährende Umgestaltung der Tier- und Pflanzenwelt stattgefunden hat, daß in einem bestimmten Zeitalter diese oder jene Tier- und Pflanzentypen auftraten, zur Höhe ihrer Entwicklung gelangten und in dem nachfolgenden Zeitalter allmählich ausstarben und zuletzt gänzlich verschwanden. Diese Tatsache findet ihre Begründung darin, daß im Laufe der Zeiten den einzelnen Tier- und Pflanzentypen infolge der Veränderungen der Erdoberfläche die Lebensmöglichkeiten genommen wurden und sie somit dem Untergang geweiht waren. Die Veränderungen der Erdoberfläche, die mit der fortschreitenden Abkühlung der Erdoberfläche im Zusammenhang stehen, sind:

¹¹⁾ Mooren, a. a. D. S. 127 f. und Kampfschule a. a. D. S. 90 f.

seinen Zusammenhang stehen, zeigen sich in der Bildung von Gebirgen und Meeren und dergl. mehr. Die Produkte „der gesteinsbildenden Tätigkeit“ während eines jeden einzelnen Zeitalters, also die Schichtenkomplexe, welche während desselben zur Ablagerung kamen, nennt man Formationen.

Die Neuzeit oder die karnozoische Formation zerfällt nun wieder in die beiden Hauptabteilungen: Tertiär- und Quartärformationen, und letztere wiederum in Diluvium und Alluvium.

Im Verlaufe der Tertiärformation erhielt die Erde allmählich und im wesentlichen ihr heutiges Aussehen, und die Tier- und Pflanzenwelt einen Gesamtcharakter, der sich dem der Jetztzeit eng anschließt. Aus diesem Grunde bedeutet die Tertiärperiode den Beginn der Neuzeit.

Zu dieser Neuzeit gehört nun eine Periode, die man als die Eiszeit bezeichnet. In ihr war ein großer Teil Europas und Nordamerikas von Zulaeis und Gletschern bedeckt. In der Periode intensiver Vereisung breiteten sich von den zentralen Partien Schwedens und Norwegens aus eine zusammenhängende, sich in Bewegung befindliche Decke von Eis aus: fast die ganze Hälfte von Europa aus; der südliche Rand dieser weit ausgedehnten Eismasse berührte etwa von der Mündung der Rhein über diejenige des Rheins durch Westfalen und das südliche Hannover bis zum Abhange des Harzes. Die gewaltigen Eismassen schoben sich bis an die Mittelgebirge heran, so daß unser ganzes Norddeutschland einer großen Eismasse glich.

Dieses Zulaeis fand in dieser Gegend als damalige Erdoberfläche die „Alluvialterrasse“ der Ruhr vor, die von der Arnsberger Gegend an bis nach Bitten nach heute dem Ruhrtal folgt, dann aber zwischen Rattenhagen und Stodum durch „die Vorstele von Crengeldanz“ nach Norden umbiegt. Kennzeichnend ist diese Terrasse durch die präglazialen (vor-eiszeitlichen) Höhlenhöhlen. Das Verbreitungsgebiet dieser Höhlenhöhlen, das erst in den letzten Jahrzehnten festgestellt ist, dehnt sich von der Durchbruchstelle (Crengeldanz) aus weit nach Norden hin aus und bedeckt die Höhen bis in die Gegend von Ostrop; nach Westen hin begleitet es den Gebirgsabhang bis nach Essen.

Aus der gleichmäßigen Höhlenhöhlen und der Verteilung der „altglazialen“ Höhlenhöhlen zwischen Bitten, Arnsberg, Ostrop, Kamen, Rattenhagen, Stodum, Berg ist zu schließen, daß hier ein einheitliches Zulaeis vorlag, auf dem die Höhlenhöhlen der Ruhr an- und aufgetragen waren. Die stark Vereisung der Höhlenhöhlen aber weist darauf hin, daß zwischen ihrer Ablagerung und dem Einsetzen des Eises eine lange Periode gelegen hat. In dieser Periode wurde ein großer Teil des Plateaus vollständig zerstört; durch die erodierende Tätigkeit des Wassers wurden Höhenunterschiede und damit die ersten Täler geschaffen, soweit sie innerhalb des Gebirges im Flachlande lagen. In diesem ersten größeren Tälern gehört auch das im Norden unserer Stadt gelegene Embsertal.

Dieser ersten „Eiszeitperiode“ war aber schon eine zweite gefolgt, als von dem hohen Norden aus das Eis sich in Bewegung setzte und bis in unsere Gegend vordrang. Auf seinem Zuge führte es Gesteinsblöcke aus den skandinavischen Gebirgen mit sich; an seiner Basis schleifte es einen hohen Gesteinsblock mit, in dem fast alle auf einem langen Weg überschrittenen Gesteinsarten verarbeitet und vermischt waren. Je nach dem Grad, wie die verschied-